

Handwritten signature or mark, possibly "H. G." or similar.

• Siegfried Grosse

Fremde deutsche Wörter

Rede anlässlich der Verleihung
des Konrad-Duden-Preises
der Stadt Mannheim am 15. März 2000

Laudatio von Helmut Henne

Dudenverlag
Mannheim · Leipzig · Wien · Zürich

Laudatio auf Siegfried Grosse

Sehr geehrter Herr Oberbürgermeister,
verehrte Festversammlung,
lieber Herr Grosse,

welch ein Glück! Da taucht einer ein in das Mittelalter, zieht weiter, kommt an im 19. und 20. Jahrhundert, in der Gegenwart, geht zurück und verbindet Vergangenheit und Gegenwart, Mediävistik und Linguistik, und sieht auf die Literatur als vermittelnde Instanz. Ich spreche, es wird Sie nicht überraschen, von Siegfried Grosse und seinem Gang durch die Germanistik. Man muss ihn gehen sehen, der beschwingte Gang ver- rät etwas vom Glück desjenigen, dem vorwärts und rückwärts und ein Sidestep gleich viel bedeuten.

Meine Vorredner, die Laudatores vergangener Jahre an dieser Stelle, haben strenge Vorgaben gemacht. Die allererste bezieht sich auf die Notwendigkeit, sich zu konzentrieren. Ein wissenschaftliches Lebenswerk, das sich über 50 Jahre erstreckt, muss gebündelt werden. Drei Bereiche hebe ich hervor:

1. Der Weg vom Mittelhochdeutschen ins Neuhochdeutsche:
Siegfried Grosse, der Übersetzer (und ich bitte, diesen Begriff in enger und weiter Bedeutung zu verstehen).

2. *Der Weg zwischen Linguistik und Literaturwissenschaft: Siegfried Grosse, der Literat.*
3. *Der Weg in die Linguistik: Siegfried Grosse, der Spracharbeiter.*

Zum ersten Bereich: Hartmann, Wolfram und Gottfried – das epische Dreigestirn steht im Mittelpunkt seiner mediävistischen Arbeiten. Siegfried Grosse weicht nicht aus. Und er nimmt das Nibelungenlied hinzu. Will man einen Schwerpunkt ausmachen, ist es wohl Gottfrieds »Tristan«; wunderbar, wie Grosse in »Der wortwäse Tristan« in der dem Helden zugeordneten Dialogführung charakteristische, ja individuelle Einzelzüge herauszuarbeiten vermag und damit psychische Entwicklung in mittelalterlicher Literatur wahrscheinlich macht.

Ein ganzer Strang von Arbeiten gilt der Rezeption mittelhochdeutscher Literatur im Neuhochdeutschen. Unter diesen Arbeiten sind auch Lexikonartikel, einer mit dem klassischen Titel »Die Belebung mittelhochdeutschen Sprachguts im Neuhochdeutschen«. Der Verfasser spricht hier u.a. davon, dass in unserer Namenwelt der Archaismus »zeitlos (wird)« (z.B. *Hohenstaufen* von *stouf* ›Fels‹ oder *Mecklenburg* von *michel* ›groß‹). Dem stellt er die von Zeitströmungen abhängige Welt der Vornamen entgegen: Nach dem 1. Weltkrieg habe man, im Gefolge der Schlagwörter *Nibelungentreue* und *Dolchstoßlegende*, häufig auf Vornamen der deutschen Heldendichtung zurückgegriffen: *Siegfried*, *Gudrun*, *Kriemhild*, *Brunhild*, *Günther* und *Rüdiger* sind markante Beispiele.

Nach diesem diskreten biografischen Hinweis bietet sich der Exkurs zur Vita Siegfried Grosses an: Geboren 1924 in Grimma in Sachsen, Besuch der dortigen Fürstenschule St. Augustin, nach Kriegsdienst

und Gefangenschaft 1947 Aufnahme des Studiums der Germanistik, Anglistik, Latinistik und Philosophie an der Universität Freiburg, erstes und zweites Staatsexamen 1952 und 1955, zudem Promotion 1952. Im Jahre 1955 kommt die wissenschaftliche Wende, Siegfried Grosse wird wissenschaftlicher Assistent, zunächst am Deutschen Volksliedarchiv und dann bei Friedrich Maurer. 1963 folgt die Habilitation, Vertretung einer Professur in Saarbrücken, 1964 Ernennung zum ordentlichen Professor an der Ruhr-Universität Bochum. Im Westen der Republik hat der Sachse aus Grimma seinen Ort gefunden (auch deshalb, weil die neue Universitätsstadt Bochum ein starkes Theater vorzeigen kann): Er wird Dekan, Prorektor, Rektor der Universität, Fachgutachter der Deutschen Forschungsgemeinschaft (DFG), Mitglied des Kuratoriums des Instituts für deutsche Sprache (IDS), zudem dessen Präsident von 1987 bis 1993, nachdem er zuvor Honorarprofessor der Tongji-Universität in Shanghai geworden war. Ich breche hier ab und lasse viele Ehrungen unerwähnt, möchte aber noch sagen, dass Siegfried Grosse mit der Grafikerin Barbara Grosse, geb. Müller-Lobeck, verheiratet ist und das Ehepaar Grosse zwei Söhne und eine Tochter, inzwischen alle erwachsen, zur Welt gebracht und in die Welt geführt hat.

Noch bin ich dem Übersetzer auf der Spur. Unübersehbar sind die Arbeiten zum Problem der Übersetzung aus dem Mittelhochdeutschen ins Neuhochdeutsche. »Sprachwandel als Übersetzungsproblem« heißt ein solcher Beitrag aus dem Jahre 1970. Sein Tenor: eine nahezu radikale Skepsis mit Bezug auf die Möglichkeit einer zureichenden Übersetzung; dafür stattdessen »Erschließung des Textes mit kommentierenden Lesehilfen«. Und dann erscheint 1997 die neuhochdeutsche Übersetzung des Nibelungenlieds von Siegfried Grosse – ein Widerruf über sieben Jahre,

wie im Märchen, denn so lange dauert die Übersetzungsarbeit, die, wie Grosse im Nachwort formuliert, Sprach- und Literaturwissenschaft aufs Engste verbindet. Am Beispiel der 14. Aventure macht er klar, was er unter einem, im Neuhochdeutschen, »semantisch aufgefächerten Vokabular« versteht. Karl Simrock übersetzte die mittelhochdeutsche Überschrift »Wie die küneginne einander schulten« mit »Wie die Königinnen sich schalten«, Felix Genzmer ringt sich 1955 durch zu »Wie sich die Königinnen überwarfen«, die Version von 1997 lautet: »Wie die Königinnen sich gegenseitig herabsetzten« – der Text ist im differenzierten Modus gegenwartssprachlicher Semantik angelangt.

Über mittelhochdeutsche Epik und ihre neuhochdeutsche Vermittlung bin ich – wen wunderts – ins Erzählen gekommen. Ich versuche im Folgenden, gemäß der knapp bemessenen Zeit, meinen Text zu straffen.

Wie sich für Siegfried Grosse Literatur und Sprache verbinden – ich nehme den Literaten ins Visier – ist zu erkennen an solchen Aufsatztiteln wie »Literarischer Dialog und gesprochene Sprache« oder »Das syntaktische Feld des Aphorismus« oder »Die Instabilität des Schauspieltextes auf der Bühne«. Dieser Titel hat einen lebensweltlichen Hintergrund: Der theaterverliebte Autor zeigt auf, dass es nicht nur den von Dramaturgie und modernem Regietheater be- und misshandelten Text gibt; vielmehr weist die Geschichte vielfältige Formen der Varianz schriftlich konzipierter MÜNDLICHER Texte auf: Eben weil die Rede, die »Spreche«, sobald sie aktualisiert ist, moduliert, angepasst, regionalisiert wird, phonetisch, syntaktisch und auch lexikalisch. Nachdenklich machen solche Einpassungen allemal. Warum etwa spricht, wie in Bochum geschehen, Frau v. Stein in dem Einpersonenstück »Ein Gespräch im Hause Stein ...« sächsisch?

In Erinnerung geblieben ist Grosses Vortrag (und sein alliterierender Vortragstitel) »Lyrik und Linguistik« auf der IdS-Tagung von 1997. Der Verfasser zeigt, literarisch versiert, die Fülle lyrischer Produktion der Gegenwart auf und die Enthaltensamkeit der Linguisten, verwunderlich angesichts eines »Sprach-Schatzes«, der einen freien Umgang mit den sprachlichen Regeln pflegt und eben deshalb von linguistischem Interesse sein sollte. Ein »Stellenwörterbuch« des aktuellen poetischen Sprachgebrauchs wird eingefordert, das Auskunft geben könne über verbale Kreativität der Gegenwart.

Das sind aufrührerische Sätze, wie sie ein 30-jähriger zu schreiben pflegt. Sie werden, jeder kann es sich ausrechnen, von einem 73-jährigen in moderatem Ton und mit verbindlichen Gesten vorgetragen. Und im zweiten Teil springt der Verfasser in den Text, er weicht nicht aus. Sarah Kirschs »Reisezehrung«, deren erste Zeile »Ich mußte eine Menge Zaubersprüche lernen« lautet, wird gewissermaßen entzaubert: Die (nahezu) interpunktionslose Syntax stellt sich als Apokoinu-Konstruktion dar, die vor- und rückwärts syntaktisch unterschiedliche Bezugnahmen herstellt. Dadurch kommt es zu Rhythmuswechseln, die die Irritationen des Gedichts auf die Rezeption des Lesers übertragen.

Und schließlich blicke ich auf den Arbeiter im Weingarten der Sprache, der sich den alltäglichen Themen verschreibt. Wer denkt nicht an die »Sprache im Ruhrgebiet«, die Siegfried Grosse zusammen mit seinen Schülern und Mitarbeitern in Forschungsprojekten untersucht und v.a. mit Bezug auf die unteren sozialen Schichten und ihr Sprechen und Schreiben im 19. Jahrhundert erforscht hat. »Gesprochene Sprache im Ruhrgebiet«, »Sprachwandel und Sprachwachstum im Ruhrgebiet in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts« und »Arbeitersprache im Ruhrge-

biet« heißen die einschlägigen Titel. Bei der Auswertung der SCHRIFTLICHEN Quellen stoßen die Forscher auf eine umgangssprachliche Variante, die dann im 20. Jahrhundert GESPROCHEN wird. Grosse spricht, für das 19. Jahrhundert, von einer »Volksliterarität«, die ein Novum darstelle in der 1100-jährigen Sprach- und Textgeschichte des Deutschen. Und hier kann er auch seine syntaktischen Studien weitertreiben und mit Problemen der Textgattung, etwa mit der in Mode kommenden Postkarte im letzten Drittel des 19. Jahrhunderts, verbinden. Der Wissenschaftler aus Sachsen, heimisch geworden im Ruhrgebiet, versucht seiner neuen Heimat sprachliches Profil zu geben.

Die Fachsprache kommt ihm unter die Feder; die Verwaltungssprache – er fordert, entschieden, Verständlichkeit ein. Und dann ist da, ganz früh, zwei Jahre vor der Monographie von Ruth Römer, der Aufsatz über das »Reklamedeutsch« aus dem Jahre 1966. Sehr früh erkennt Grosse die, wie er schreibt, »Vitalität« der »Werbefsprache«, und er unterscheidet sich mit dem deskriptiven Stil dieser Abhandlung wohlthuend von der sprachpflegenden Nörgelei zeitgenössischer Beiträge. Patina – der Beitrag ist 34 Jahre alt – haben die Beispiele angesetzt. Der Verfasser beobachtet, dass die Reklamesprache die Kommunikation im Warenverkehr erleichtert: »Bitte eine Rama, eine Reval und eine Dose Nivea«: 1966 gab es also noch den Ladenverkehr mit Sprechkontakt – so werden wissenschaftliche Beiträge zu Dokumenten historischer Kommunikation. Eine Fundgrube für historische Gesprächsforschung.

Ich darf nicht schließen, ohne den Hochschullehrer Siegfried Grosse hervorzuheben. Seine Schüler und Schülerinnen, ehemalige Doktoranden und Habilitanden, sitzen auch hier im Saal; ich versuche – komme dem aber sicher nur unzulänglich nach – auch für sie zu spre-

chen. Zwei Festschriften für Siegfried Grosse sind Zeugnis seiner Position als Lehrer und Forscher. Und der Lehre ist Grosse speziell verpflichtet. Diesem Bereich möchte ich die Arbeit an der erst einmal für Studierende konzipierten Mittelhochdeutschen Grammatik von Hermann Paul zu-rechnen. Die Weiterführung von Pauls Lebenswerk, verteilt auf unter-schiedliche Schultern, höret nimmer auf.

Wenig bekannt ist, dass Siegfried Grosse Initiator der so erfolgrei-chen Reihe »Studienbibliographie Sprachwissenschaft« ist, die, vom IdS und seinem damaligen Präsidenten Grosse initiiert und protegiert, den Interessen – und Nöten! – der Studierenden entgegenkommt. Also auch im Verborgenen wirken Sie, lieber Herr Grosse.

Aber nunmehr sind Ihre wissenschaftlichen und wissenschafts-didaktischen Verdienste, wenigstens zum Teil und in groben Zügen, offen gelegt. Nehmen Sie, auch im Namen Ihrer Freunde, Schüler und Be-wunderer, meinen herzlichen Glückwunsch entgegen.

Mannheim, am 15. März 2000

Helmut Henne

Fremde deutsche Wörter

Das Institut für Deutsche Sprache hat die Jahrestagung 2000 unter das Generalthema ›Das Neue und das Fremde im deutschen Wortschatz – Aktueller lexikalischer Wandel‹ gestellt. In Vorträgen und Diskussionen werden Wege gesucht, wie am Beginn des neuen Jahrhunderts, 55 Jahre nach dem Kriegsende, die deutsche Gegenwartssprache und ihre sich ständig bewegende Fluktuation gefasst, analysiert und präsentiert werden können. Das ist eine bleibende und deshalb immer aktuelle Aufgabe, die mit der Stadt Mannheim zweifach verbunden ist: Das Institut für Deutsche Sprache, die größte außeruniversitäre Forschungseinrichtung der germanistischen Linguistik, hat seinen Sitz ebenso hier wie das Bibliographische Institut, dem die Öffentlichkeit und die Germanistik viele wichtige und praktische Nachschlagewerke verdanken.

In meinem kurzen Vortrag möchte ich auf die Thematik der Jahrestagung eingehen und den Begriff des Fremden, der dort dem Neuen gegenübergestellt wird, unter einem anderen Gesichtspunkt betrachten.

Fremd kann man in weitem Sinn bedeutungsähnlich mit *unbekannt* setzen. Denn alles, was wir nicht kennen, ist uns neu und zunächst fremd. Da gibt es keinen Unterschied, ob der unbekannte Begriff mit Wörtern aus der Muttersprache bezeichnet wird oder mit solchen, die aus einer Fremdsprache stammen. So besteht z.B. *Raumfahrt* – vermutlich eine Kürzung aus *Weltraumfahrt* – aus den

beiden deutschen Konstituenten *Raum* und *Fahrt*. *Computer* dagegen ist ein Fremdwort, das aus dem lateinischen *computare* (zusammenzählen, überschlagen, vergleichen) über das Englische zu uns gekommen ist [Duden 1994, 278]. Diese beiden Sachen und Namen waren vor noch gar nicht allzu langer Zeit neu und fremd. Beide mussten von der Hör-, Sprech-, Lese- und Schreibgesellschaft gelernt und in ihrer Bedeutung begriffen werden. Das ist sehr schnell geschehen.

Das Wort *Computer* wurde inzwischen ohne gezielte Sprachpflege oder -lenkung in weiten Bereichen von *Rechner* abgelöst. Nach welchen Modalitäten sich deutsche oder fremdsprachliche Bezeichnungen für neue technische Errungenschaften durchsetzen oder nicht, kann man in keine Regeln fassen. So hat sich z. B. inmitten der europaweit gebräuchlichen Vokabel *Television* allein in dem sonst fremdwortfreundlichen deutschen Sprachgebiet das muttersprachliche *Fernsehen* gehalten (im Ruhrgebiet heißt das Verb hierzu *Fernsehen gucken*). Dagegen wird *fernsprechen* kaum gebraucht gegenüber *telefonieren*. Aber ein *Ferngespräch* ist kein gewöhnliches *Telefonat*, sondern eins über eine größere Entfernung hin. Es ist einfach kompliziert, würde Thomas Bernhard sagen.

Bei der offensichtlich vorhandenen Schwärmerei für das Fremde, in der sich Zuneigung und Ablehnung treffen, gibt es von Seiten der Sprachwächter seit den Sprachgesellschaften des 17. Jahrhunderts immer wieder lebhaft Kritik am Fremdwort und seiner Aufnahme in die deutsche Sprache, weil man darin eine Sprachverunreinigung sieht. Die Kritik ist vielfältig, bald moderat, bald radikal. Die Diskussion wird immer dann missverständlich und unerfreulich, wenn ideologische Argumente, also z. B. nationalpatriotische, die sachlichen dominieren. Zu diesem interessanten, aber auch leidvollen Thema möchte ich nichts sagen, sondern ich möchte anregen, einmal über deutsche Wörter nachzudenken, die uns fremd sind, weil sie entweder den uns geläufigen Wortbildungsmustern nicht entsprechen, also einen anderen Umgang mit der

Sprache zeigen, oder weil sie aus sehr unterschiedlichen Gründen nicht innerhalb unseres Verständnishorizontes liegen.

Wir kennen den Umfang des deutschen Wortschatzes nicht. Es gibt nur sehr vage Schätzungen, die zwischen 400 000 und 500 000 Wörtern schwanken [v. Polenz 1999, 373]. Ein wortgewandter und belesener Sprachteilhaber soll etwa 50 000 Wörter beherrschen. Da nur ein solcher – denn wer sonst könnte es tun – in der Lage sein dürfte, die gesamte Anzahl mit einer Schätzung zu ermes- sen, fragt man: hat er bei der Festlegung seiner eigenen Sprachkompetenz in selbstverstümmelnder Bescheidenheit sein eigenes Wissen auf 10% reduziert, oder hat er im Hinblick auf die differenzierte Berufssituation der Sprachgesellschaft einen großen Teil der 300 als existent vermuteten Fachsprachen seinem eigenen Ausdrucksvermögen hinzugefügt, um auf die halbe Million zu kommen, oder handelt es sich um eine verspielte Hochrechnung aller denkbaren Kombinationsmöglichkeiten der Wortbildung? Auf jeden Fall kann man in einer Mischung aus Neugier und wehmütiger Sehnsucht nur davon träumen, was man alles mit den 350 000 bis 450 000 Lexemen der deutschen Sprache, die auch der Sprachkundige nicht kennt, ausdrücken könnte und würde. – Wie dem auch sei: der Titel meines Vortrages zielt nicht auf ein albernes Vokabelquiz, um festzustellen, wer ein deutsches Wort als fremd empfindet und wer nicht; sondern ich möchte fünf Quellen zeigen, aus denen deutsche Wörter von Verständnis erschwerender Art entstehen.

Wir leben in einer Zeit, deren Ereignisgeschwindigkeit sich zu beschleunigen scheint. Mit *scheint* meine ich, dass man nicht weiß, ob in der Gegenwart tatsächlich mehr passiert als in der Vergangenheit, oder ob nicht der Eindruck der Ereigniszunahme durch die verbesserte Nachrichtenübermittlung hervorgerufen wird. Denn alles Neue, gleich ob Ideen, Erfindungen, Entdeckungen, Naturkatastrophen oder Unglücksfälle, wird dank der weltumspannenden Informationsmöglichkeiten, welche die Medien und das Internet

bieten, fast überall gleichzeitig bekannt, und zwar in einer vor fünfzig Jahren noch nicht geahnten Geschwindigkeit- und Ausführlichkeit.

Diese Nachrichten werden von der globalen Gesellschaft schriftlich und mündlich aufgenommen, also zuerst gelesen und gehört, dann aber bald auch geschrieben und gesprochen, vermutlich in allen Sprachen, die es gibt. Auf jeden Fall wecken die umfassende Streuungsbreite der Informationen und ihr rasantes Tempo, mit dem sie heute um sich greift, den Eindruck der wachsenden Ereignismenge. Diese Informationen bringen einen großen Mehraufwand an Sprachproduktion mit sich. Die Vokabularien, die Textsorten und die Textmengen nehmen laufend an Umfang zu. Die Sprache also bestimmt unser Bild und Wissen vom Raum, von der Zeit und dem Leben.

Mit der Fülle des Neuen erwachsen für das Vokabular jeder Kultursprache große Anforderungen, die sie mit eigenen Mitteln oder, wenn das nicht möglich ist, mit Hilfe von Entlehnungen aus anderen Sprachen zu erfüllen hat. Denn alles, was hinzukommt, muss sprachlich möglichst unmissverständlich ausgedrückt werden, damit es mit den vorhandenen Benennungen keine Verwechslungen gibt. Jedes neue Lemma, gleichgültig ob es aus der eigenen oder aus einer fremden Sprache stammt, ist zunächst den Hörenden und Sprechenden unbekannt und fremd. Es muss hinzu gelernt werden. Die Werbung unterstützt dieses Lernverfahren optisch und akustisch mit Bild, Film und Ton. Andere Gebiete wie z. B. Politik oder Wissenschaft haben es da schwerer.

Erst nach dem Verständnis der neuen Wörter ist die Gesellschaft in der Lage, diese beim Reden, Schreiben und in der Kommunikation sinnvoll zu gebrauchen. Man wird kaum abschätzen können, wo die umfangreicheren Zuwachsraten an Wortneuschöpfungen liegen, ob im gesprochenen oder im geschriebenen Bereich? Wahrscheinlich betrifft der größere Teil das Schriftliche. Zu erinnern ist z. B. an die raschen lexikalischen Veränderungen der Fachsprachen, an Reportagen, Presseartikel und die Literatur, die theoretischen Erörterungen und die meisten Fernsehtexte, die zwar ge-

sprochen werden, aber doch eine lautliche Umsetzung geschriebener Konzepte sind. Alle diese Texte und ihr Vokabular entstehen am Schreibtisch. Auf der anderen Seite gibt es, wie z.B. die Jugendsprache zeigt, auch in der gesprochenen Sprache zahlreiche neue Wörter und Redensarten, die vielleicht ganz dort bleiben und gar nicht in das Geschriebene gelangen. Hin- und Herbewegungen und gemeinsame Schnittmengen gibt es zwischen beiden Bereichen.

Dem beträchtlichen Zugang an Wörtern steht zur gleichen Zeit immer ein Abgang gegenüber, der allerdings geringfügiger ist. Die fluktuierende Veränderung im Wortschatz schwillt an und nimmt schwächer ab. Wörter, die nicht mehr gebraucht werden, lässt die ökonomische Sprachperformanz verschwinden. Sie rücken zunächst als noch verstehbares, aber alltäglich nicht mehr gebräuchliches Vokabular in den passiven Sprachschatz. Das gilt z.B. für die Vokabularien überholter technischer Bereiche wie denen von Telegraphie und der Dampfmaschine oder vergangener politischer Systeme wie denen des Nationalsozialismus und der DDR. Oder wer denkt nicht auf Grund seiner Kreuzworträtselerfahrung an den fränkischen Hausflur *Ern*, an *Aar*, *Eidam*, *Hain*, *Lenz* und *Oheim*, an Wörter, die man zwar kennt, aber nicht benutzt, weil sie, wie die Markierung im Wörterbuch erläutert, veraltet sind. Nach einiger Zeit, deren Dauer vom Gedächtnis der Sprachteilhaber abhängt, werden sie vergessen und sind nur noch mit Hilfe eines Wörterbuches in ihrer historisch dokumentierten Bedeutung zu erschliessen. – Die Änderungen vollziehen sich nur im Bereich der bestenfalls 50000 aktivierten Lemmata, das heißt im Verhältnis zum geschätzten Gesamtbestand ist nur eine kleine Teilmenge davon betroffen.

Der deutschen Sprache kommt bei der Erweiterung des Wortschatzes mit eigenen Mitteln ihre große Elastizität in der Wortbildung zustatten, die ein unerschöpfliches Reservoir für Neubildungen ermöglicht. Sie fügt Einzelwörter, Prä- und Suffixe als Bestandteile eines größeren Wortes zusammen und führt auf diese Weise zu

einer beliebig großen Anzahl von Zusammensetzungen. So kommt sie ohne die analytischen, mit Genitiven oder Präpositionen gebildeten Fügungen, wie sie im Englischen und Französischen üblich sind, aus. Dazu treten Ableitungen und Konversionen, also die Möglichkeiten, von einer Wortart in die andere zu wechseln.

Wir können alle Wortarten miteinander kombinieren, so dass längere Substantive entstehen. Zwei Konstituenten hat z.B. *Gasthaus*, das als eines der ältesten Komposita schon im Althochdeutschen belegt ist, drei Konstituenten hat *Wasser-rohr-bruch*, vier *Straßen-bahn-halte-stelle* und fünf *Bundes-auto-bahn-rast-stätte*. Mehr als fünf Glieder sind selten, da zu lange Wörter das Kurzzeitgedächtnis des Hörenden strapazieren und Gefahr laufen, nicht mehr in ihrem Sinn erfasst werden zu können. Dass diese additive Baukastentechnik eigentlich nie zu semantischen Verständnisschwierigkeiten führt, ist mir bis heute ein noch ungeklärtes Rätsel: Es ist jedem klar, dass die Haustür *zum* Haus führt, die Glastür *aus* Glas ist, die Bergbahn *auf* den Berg fährt und der Regenschirm *vor dem* oder *gegen den* Regen schützt. Die Präposition, die das Verhältnis der beiden Konstituenten zueinander bestimmt, wird nie mitgeschrieben. Sie ergibt sich offensichtlich aus der unterschiedlichen Bedeutung der beiden Substantive.

Oft entstehen die Zusammensetzungen aus der Situation heraus, und sie verschwinden wieder, sobald sie die Funktion der Mitteilung erfüllt haben. Sie gehen in kein Lexikon ein, weil sie nur einmalige individuelle Wortschöpfungen bleiben und von der Sprachgemeinschaft nicht übernommen werden. Das ist bedauerlich; denn auf diese Weise wird das große kreative Wortbildungspotential der Sprachteilhaber nicht erfasst und bleibt verborgen.

Vor einiger Zeit hörte ich, wie ein fünfjähriger Junge, also ein noch nicht schulpflichtiges Kind, auf die Frage nach seinem späteren Berufswunsch ohne Zögern antwortete: »Ich will Müllautohintendraufsteher werden.« Mit dieser Wortbildung könnte – so meine ich – das Kind viele junge Leute anregen, Germanistik zu studieren.

Was ist das für eine wunderbare Sprache, in der man schon im Vorschulalter ad hoc mit drei Substantiven, von denen eins von einem Verb abgeleitet ist, und zwei Präpositionen ohne jede germanistisch-linguistische Ausbildung ein Substantiv schaffen kann, das es noch nie gegeben hat und das ein präzises Bild zeichnet: 2 Männer in orangefarbener Arbeitskleidung halten sich an den eisernen Griffen des tonnenartigen langsam von Haus zu Haus fahrenden Müllautos fest. Das Kind hat nicht das gesamte Berufsbild der beiden Männer erfasst, sondern nur die optisch eingängige, ihm reizvoll erscheinende Seite.

Die offizielle Berufsbezeichnung heißt Müllwerker. Dieses Wort stammt vermutlich aus dem Wortbildungslaboratorium der Verwaltungssprache, wo es wohl unter Mitarbeit erfahrener Sozialpsychologen konstruiert worden ist. Das Deutsche Universal Wörterbuch [Duden 1989, 1332] erklärt das Simplex *Werker* als Ableitung von *Werk* = Arbeit und markiert es als veralteten Ausdruck für *Arbeiter*. Das *Handwerk* und der *Handwerker* dürften das Grundmuster für die Analogiebildungen Heim-, Stahl- und Müllwerker gewesen sein. Allerdings klappt hier die Rückführung auf das Grundwort nicht. Denn es gibt die Wörter *Heim-* und *Müllwerk* nicht, und ein *Stahlwerk* ist eine Industrieanlage und keine Stahlarbeit.

Die kindliche okkasionelle Wortbildung ist von unbekümmerter Leichtigkeit. Kinder probieren gern die Möglichkeiten der Sprache aus; phonetisch tun sie es z.B. im Abzählvers:

Ellerli

Selleri

Sigerli

Sa.

Ribedi

Rabedi

Knoll

[Macht auf das Tor 1950, 170].

Der Schritt von diesen Klangspielen zur Unsinnspoesie ist klein. Der Unterschied zwischen beiden liegt in der artifiziellen Konstruktion des poetisch hochstilisierten Unsinnns, die nicht nur mit den Lauten jongliert, sondern vor allem mit den Bedeutungen, um sie zu brechen und zu stören und damit die Sprachaufmerksamkeit des Lesers oder Hörers zu schärfen.

Christian Morgenstern z.B. spielt mit dem Wort *Bein*, das nicht nur das Fortbewegungsglied bei Mensch und Tier bezeichnet, sondern außerdem die dafür genähte Hülle, also das Hosenbein, oder in übertragenem Sinn die unbewegliche Stütze von Tisch und Stuhl. *Bein* hat außerdem die semantische Variante *Knochen*, bekannt vom Elefanten als Elfenbein, in medizinischen Komposita wie Nasen-, Joch- und Schlüsselbein und in den Redensarten *das ist beinhart* oder *es friert Stein und Bein*. Morgenstern vertauscht die Bedeutungen der Bein-Homonyme und macht aus dem Nasenknochen ein Fortbewegungsglied. Ja, er greift, wie das in der Zoologie üblich ist, auf lateinisch *nasus* (die Nase) und griechisch *bema* (Schritt, Gang) zurück [Duden 1994, 932]. So entsteht das Fabeltier, dem er das folgende Gedicht widmet:

**Auf seinen Nasen schreitet
Einher das Nasobem,
Von seinem Kind begleitet.
Es steht noch nicht im Brehm.
Es steht noch nicht im Meyer
Und auch im Brockhaus nicht.
Es trat aus meiner Leyer
Zum ersten Mal ans Licht.
Auf seinen Nasen schreitet
(Wie schon gesagt) seitdem,
Von seinem Kind begleitet,
Einher das Nasobem**
[Morgenstern 1932, 71].

Das Nasobem ist, wie der Verweis auf das Kind andeutet, vermutlich ein in Brehms Tierleben nicht registriertes Säugetier. Es schreitet in offenbar gemessener Gangart auf mindestens zwei, vielleicht auch vier Nasenbeinen einher und heißt deshalb Nasobem. Der Brockhaus hat bald nach Erscheinen der Galgenlieder die Unterlassungsschmach nicht auf sich sitzen lassen und das Nasobem in sein Lexikon aufgenommen mit der Definition »von Christian Morgenstern erfundenes Fabeltier« [Brockhaus 1971, Bd.13, 210].

Müllautohintendraufsteher und *Nasobem* sind zwei individuelle Kompositionen, die beide nicht in den deutschen Wortschatz eingegangen sind. Beide sind als okkasionelle Bildungen entstanden; die eine spontan beim Sprechen, die andere nach reiflicher Überlegung beim Schreiben. Sie liegen auf einem unterschiedlichen Niveau der Sprachbildung und -reflexion. Die hohen Auflagen der Morgensternschen Galgenlieder und der ebenfalls vielfach gedruckte Brockhaus haben für eine nicht mehr zählbare Multiplikation des *Nasobems* als schriftlicher Beleg gesorgt, während der nur mündlich überlieferte *Müllautohintendraufsteher* erst heute einem kleineren Kreis der Sprachgemeinschaft bekannt geworden ist.

Das *Nasobem* ist nicht das einzige Tier in Morgensterns Zoologie geblieben. Unter den Neubildungen, die er der Natur vorschlägt, befinden sich der *Gürtelstier*, die *Tagtigall* (bei der das Fugungs-wohl ein Relikt aus Nacht ist), das *Sturmspiel* oder das *Rhinozerponny* [Morgenstern 1932, 29]. Es sind Tiernamen, in denen eine Konstituente spielerisch ausgetauscht ist.

Ich möchte diesen Vorschlägen den *Schneeesel* und den *Belugaaal* hinzufügen. Denn diese beiden Tiere könnten mit ihren dreifachen Vokalen e und a endlich das strapazierte *Zoorchester* entlasten, das bisher als einziges Beispiel von den Orthographie-reformern die Demonstrationsbürde für die drei Vokale aufgeladen bekommen hat. Außerdem haben meine beiden Beispiele den Vorzug, dass die drei Vokale eine gleichbleibende Lautqualität zeigen, während das beim o in *Zoo* und *Orchester* nicht der Fall ist. Der

Unterschied zwischen *Schneeesel* und *Zoorchester* besteht nicht in der Fiktionalität des Fabeltiers und der vermeintlichen Realität einer Musikkapelle im Tierpark. Es sind nämlich beide Begriffe fiktiv. Denn kein zoologischer Garten in Deutschland unterhält, wie ich mich erkundigt habe, ein eigenes Orchester. Und deshalb steht es auch in keinem Wörterbuch. Aber es ist dank der Rechtschreibkommission kein Hapaxlegomenon mehr, da es in den Empfehlungen zur Reform und in den darnach ausgerichteten Wörterbüchern in millionenfacher Auflage als gedruckter Beleg vorliegt und somit – zwar realiter nicht existent – fest im deutschen Wortschatz verankert ist.

Unter den zeitgenössischen Lyrikern nimmt Ernst Jandl als Experimentator und Meister des Spiels mit den variablen Möglichkeiten der Sprache eine hervorragende Stelle ein. Er löst die syntaktische Regelmäßigkeit seiner Aussagen auf und ändert Morphologie und Wortfolge so, dass Hörer und Leser gestört werden. Die fremde sprachliche Form weckt die Aufmerksamkeit der Rezipienten und regt Assoziationen an, die über das genormte Beziehungsgeflecht der Wörter hinausgehen und neue semantische Verbindungen knüpfen. Englische Brocken und dialektale Varianten werden mit rudimentären Formen der kindlichen Sprache gemischt oder mit dem gebrochenen Deutsch der Immigranten. In den acht Strophen des bemerkenswerten *Calypso* von 1957 kehren die folgenden Zeilen viermal wieder:

**ich was not yet
in brasilien
nach brasilien
wulld ich laik du go**
[Jandl 1991, 146].

Oder man denke an das mit ›ein gedanken‹ überschriebene Gedicht von 1979

**es mich frösteln
und meinen händen zittern
und in meinen ohren klingen
und in mein kopf gehen rund
ein einzigen gedanken
den ich nicht können sagen
auch nicht schreiben
und er sein da
und sein mein feind**
[jandl 1982, 110].

Die Verfremdung gelingt ohne Verwendung auch nur eines Fremdwortes. Das gesamte Vokabular ist sehr viel einfacher als der komplexe gedankliche Ablauf.

Ich will nicht erneut in den faszinierenden Sog der heutigen deutschen Lyrik geraten, aber wiederholen muss ich doch, dass die germanistische Linguistik bisher die dort sichtbare Kreativität der Wortbildung, Metaphern und Syntax als Untersuchungsfeld kaum entdeckt hat [Grosse 1998, 43ff.]. Denn die meisten Linguisten lesen fast keine anderen Texte mehr als linguistische Abhandlungen und vielleicht noch Sitzungsprotokolle. Aber die Literatur ist als mögliche Textgrundlage ihrer sprachlichen Analysen weit aus dem Blick herausgerückt.

Übrigens begegnet die Verfremdung einer literarischen Aussage nicht allein im lyrischen Experiment. Reinhard Jirgl, Träger des Alfred-Döblin-Preises und erst vor kurzem mit dem ansehnlichen Literaturpreis der Akademie der Wissenschaften und der Literatur zu Mainz ausgezeichnet, hat seinem 1995 erschienen Roman ›Abschied von den Feinden‹ Erläuterungen zur Schreibung seines Textes beigefügt. Denn er differenziert die Bedeutung der Konjunktionen *und* und *oder* mit unterschiedlichen Zeichen. Auch in der Form der Numeralia und in der Interpunktion weicht er aus semasiologischen Überlegungen von der Standardnorm ab. Diese Entscheidungen, in die sich der Rezipient erst einlesen muss, trifft der

Autor, um den Spielraum eines Missverstehens so eng wie möglich zu halten [Jirgl 1995, 4 u. 325 — 328].

Aber die okkasionellen Schöpfungen der gesprochenen Sprache und die experimentellen der literarischen sind nicht die einzigen Quellen deutscher Wortbildungen, die vielen Mitgliedern der Sprachgemeinschaft fremd bleiben, weil sie beim Hören oder Lesen nicht unmittelbar verstanden werden können.

Seit dem Ende des 19. Jahrhunderts beginnen sich im Deutschen die Kurzwörter und die siglenartigen Abkürzungen auszubreiten. Gekürzte Wörter, besonders Namen, sind schon sehr viel früher im familiären oder freundschaftlichen Umgang üblich: Friedrich / *Fritz*, Christine / *Christl*. Dazu kommen im 19. Jahrhundert die nach englischem Muster gebildeten Formen wie *Betti* zu Elisabeth, *Sigi* zu Siegfried, *Lilo* zu Lieselotte und *Jo* zu Johannes. Als Analogie hierzu kann man die heute beliebten Kurzformen auf -i und -o betrachten: *Sozi*, *Nazi*, *Fundi*, *Softi*, *Ossi*, *Wessi*, in Bochum werden die Erstsemester als *Erstis* begrüßt, oder *Realo*, *Macho*, *Juso*, *Demo*, *Info*. Das Grundwort kann eine Person, eine Sache oder ein Ereignis sein.

Aber diese Kurzwörter verleihen dem Gesamterscheinungsbild der Sprache ebensowenig neue Akzente wie die Verkürzungen, bei denen eine Konstituente die Bedeutung der gesamten Komposition trägt wie *Rad* statt Fahrrad oder *Ober* statt Oberkellner.

Vielmehr dominieren die aus den Anfangsbuchstaben oder den ersten Silben der Konstituenten bestehenden Abkürzungen. Sie werden, wenn es die Abfolge von Konsonanten und Vokalen erlaubt, gelesen, z.B. ASTA (Allgemeiner Studierenden Ausschuss), oder, wenn das nicht möglich ist, buchstabiert, z.B. BMW (Bayrisches Motorenwerk). Dabei erfüllt der Begleitvokal die Funktion des Silbenträgers, so dass ein künstliches Wort entsteht. Für die gesprochene Sprache handelt es sich in beiden Fällen um neue Wörter. Es sind Kunstwörter, die als Variante neben der vollen Form existieren. In der geschriebenen Sprache ist das etwas anders: ASTA ist ein les-

bares Wort, BMW dagegen bleibt eine nicht lesbare Abkürzung, die erst durch die laute Buchstabierung zum Wort wird. So ist *Kaefzet* ein dreisilbiges Kunstwort. Daraus folgt, dass die gesprochene Sprache im Vergleich zur geschriebenen ein Vielfaches an Kunstwörtern enthält, aber keine der unlesbaren Buchstabenabkürzungen, die in der geschriebenen Sprache eine große Menge bilden. Manche Abkürzungen werden in der gesprochenen Sprache ganz aufgelöst: z.B. Hbf in Hauptbahnhof, usw in und so weiter und Titel, die in der geschriebenen Sprache abgekürzt bleiben.

Die Abkürzungen sind praktisch und ökonomisch, z.B. bilden die vier Anfangsbuchstaben BMFT ein viersilbiges Wort, während die zugrundeliegende Ausgangsform eine Wortverbindung von insgesamt 15 Silben ist: Bundesministerium für Forschung und Technologie. Die Kürzel der politischen Parteien löst niemand mehr auf. Jede Kürzung besitzt wie der fachsprachliche Terminus eine präzise gefasste Semantik. Die Wortgruppen der vollen Ausgangsform sind keine Aussagen wie Phraseologismen und Redensarten, sondern entweder zusammengesetzte Substantive oder Wortketten, die mit Präpositionen oder Genitivattributen verbunden sind. Sie haben in der Regel zwei bis vier Glieder, aber in der Ausgangsform mehr Silben.

Die Abkürzungen erhalten in allen den Fällen ihr besonderes semantisches Gewicht, bei denen die Sprachteilhaber die Vollform nicht mehr rekonstruieren können. Ob man in Essen noch weiß, dass der beliebte innerstädtische Park *Gruga* ein Kürzel für ›Große Ruhrland-Gartenausstellung‹ von 1929 ist? Könnte jeder von uns *Gelu* in ›Gesellschaft zur Verwertung literarischer Urheberrechte‹ auflösen und *TÜV* in ›Technischer Überwachungsverein‹? Auf die auch für einen Fachmann nicht immer verständlichen Abkürzungsgepflogenheiten der Linguisten genüge ein pauschaler Hinweis.

Noch schwerer sind fremdsprachliche Kürzel aufzulösen, die täglich in der Presse und in den Medien vorkommen. Hier ist das Kunstwort zum Bedeutungsträger geworden und hat Eingang in die Sprache gefunden; denn die Ausgangsform kann kaum jemand rekonstruieren. Die viel zitierte *Nato* geht auf North Atlantic Treaty

Organisation zurück. Das Englische bindet als lingua franca die unterschiedlichen Sprachen der Mitgliedsstaaten. Noch komplizierter ist die Rückführung auf die Ausgangsform von *Aids*, einem Wort, das von manchem gar nicht als Abkürzung der englischen Wortkette *acquired immune deficiency syndrome* gehalten wird, sondern für den ursprünglichen Namen einer Erkrankung.

Die Abkürzungen ziehen durch die Sprachgemeinschaft Verständnisgrenzen, die unabhängig von sprachsoziologischen oder -geographischen Kriterien verlaufen und Gruppierungen der unterschiedlichsten Größenordnungen schaffen. Die Sprachteilhaber verfügen über stark voneinander abweichende Kenntnisse der Abkürzungen. Das ist auch in anderen europäischen Sprachen der Fall, ganz besonders im Englischen.

Ähnliches gilt für die Fachsprachen, die sowohl in ihrem Verbreitungsgrad als auch in Häufigkeit und Vorkommensdichte ihres speziellen Vokabulars gegeneinander und gegenüber der Standardsprache schwer abzugrenzen und zu fassen sind.

Die Medien haben mit ihren zahlreichen Informationssendungen, in denen der Text vom Film begleitend illustriert wird, dafür gesorgt, dass große fachsprachliche Wortstände über die Grenzen der Fachgebiete hinaus der Sprachgemeinschaft bekannt geworden sind, das trifft z.B. besonders für die häufigen Übertragungen der sehr beliebten Sendungen sportlicher Wettkämpfe zu.

Aber trotz der zunehmenden Kenntnis von fachsprachlichen Ausdrücken in der Bevölkerung senken sich nicht die Verständnisschranken in der asymmetrischen Kommunikation zwischen Fachleuten und Laien, wenn unbekannte Fachwörter im standardsprachlichen Kontext auftreten wie z.B. in den folgenden Beispielen. Ich habe sie aus jüngsten Texten, die sich an eine breite, nicht fachkundige Leserschaft wenden, herausgegriffen.

Im Formular zur Einkommensteuererklärung 1999 kommen die folgenden Wörter ohne Erklärung vor: *Nichtarbeiter*, *Beitrittsgebiet*, *Vorkostenabzug*. Der Beipackzettel eines im Februar 2000 gekauften

Medikaments weist auf *Missemppfindungen* hin, die zu beachten sind [Mevinacor 2000, 2]. Und die Bedienungsanleitung eines Fernsehgerätes vom Oktober 1999 bemüht sich, das *Einfrieren der Bilder*, womit das Anhalten der Filmbewegung gemeint ist, zu erläutern [Triitra 1998, 8]. Der Prospekt eines historischen, mit großem Aufwand sanierten Rathauses unterrichtet die Bürger der Stadt über *die Freilenkung der Gaststätte* und eine *Bestandswandabwicklung* [Grimma 2000] gleichfalls ohne Erklärung. In Texten, die für Leserinnen und Leser ohne entsprechende Fachkenntnisse geschrieben worden sind, müssen die Autoren das fachsprachliche Vokabular, soweit es unverständlich ist, entschlüsseln. Dieser innersprachliche Transfer der fachsprachlichen Termini in allgemeinsprachliche Entsprechungen und zwar unter Bewahrung oder nur geringfügiger Veränderung des Inhaltes, ist oft nicht einfach. Deshalb muss er gelehrt und gelernt werden.

Es gibt auch den gegenläufigen Prozess, nämlich Wörter nicht zu ent-, sondern zu verschlüsseln mit der Absicht, ihre Bedeutung nur wenigen Partnern verständlich zu machen. Durch die bewusste Bedeutungsverschiebung wird eine Geheimsprache konstruiert.

Seit 1993 ist das Wörterbuch der Staatssicherheit von 1985 zugänglich. Es definiert auf 536 Seiten 915 Begriffe der politischen operativen Arbeit, die bei der Bekämpfung von politischen Gegnern und solchen, die man dafür gehalten hat, bedacht werden mussten. Helmut Henne nennt es ein Zeugnis der geheimdienstlichen Lexikographie [Henne 1995, 210]. Das Ministerium für Staatssicherheit wollte eine einheitliche operative Fachsprache entwickeln, um Befehle und Weisungen zielstrebig durchzusetzen. Die Artikel lassen den weit gespannten Umfang der Aktivitäten des Geheimdienstes erkennen. In einem geplanten zweiten Band, der aber nicht zu Stande gekommen ist, sollten die Termini der Gegenseite erfasst werden. Den Wirkungsgrad des Wörterbuches kann man nicht einschätzen, denn es war geheime Verschlussache und damit nur wenigen zugänglich.

Die Definitionen der Lemmata sind in einer spröden Verwaltungssprache ausführlich abgefasst. Sie ist gekennzeichnet durch viele Verbalabstrakta auf -ung, an die sich oft längere Ketten von Genitivattributen oder Präpositionalfügungen anschließen.

Das Wörterbuch beginnt mit dem Wort *Abschöpfung*, dessen Artikel eine grundlegende Darstellung der Aufgaben eines Geheimdienstes ist. Das DUW ordnet das Substantiv dem Verb abschöpfen zu, das folgendermaßen definiert wird: »etwas oben Befindliches schöpfend von etwas herunternehmen: den Rahm der Milch abschöpfen, übertragen: den Geldüberhang abschöpfen.« Das Verb mit dieser Grundbedeutung bekam im Wörterbuch der Staatssicherheit die folgende auf Personen bezogene Bedeutung (ich zitiere nur Anfang und Ende der 43 Zeilen):

»systematische Gesprächsführung zur gezielten Ausnutzung des Wissens, der Kenntnisse und Möglichkeiten anderer Personen zur Informationsgewinnung. In der Regel mit verschiedenartigem, individuell sorgfältig differenziertem Einwirken des ›Abschöpfers‹ auf psychische Bereiche des ›Abgeschöpften‹, der Abschöpfungsquelle, verbunden, um bei ihr Aufgeschlossenheit und Auskunftsbereitschaft sowie in der Regel auch Tarnung der eigenen Absichten zu erreichen. ... Insofern bietet Abschöpfung in der Regel Möglichkeiten zur Gewinnung kompromittierenden Materials gegenüber dem ›Abgeschöpften‹ und damit Ansatzpunkte zur Werbung bzw. Erpressung für Handlungen im Interesse des ›Abschöpfers‹«

[Wörterbuch der Staatssicherheit 1993, 7].

Man erschrickt, in einem amtlichen Dokument belegt zu finden, wie die Sprache mit Hilfe politisch gelenkter Bedeutungsverschiebung für die Bespitzelung der eigenen Sprachgesellschaft verwendet wird.

Es wurde verlangt, dass sich die Absolventen der Juristischen Hochschule in Potsdam-Eiche, der zentralen Ausbildungsstätte des Ministeriums für Staatssicherheit, an die vorgegebene Sprachrege-

lung hielten. Das Wörterbuch ist ein aufschlussreiches Dokument für Verhüllungs- und Maskierungsmethoden, die Geheimdienste zu benutzen pflegen, um mit gezielter Sprachverfremdung die Informationen zu erhalten, die sie in der offenen Kommunikation nicht bekämen.

Ich habe in meinem kurzen Vortrag versucht, auf fünf Sprachquellen hinzuweisen, denen wir täglich begegnen, oft ohne dabei zu bemerken, wie lebendig sie sprudeln. Mit ihrem Zufluss verändern sie laufend das Erscheinungsbild unseres Kommunikationsinstruments. Fremd bleiben sie nur, wenn wir zu träge sind, sie zu beachten und kennenzulernen.

Literaturhinweise

- Bergmann, Christian**, 1999: *Die Sprache der Stasi*. Ein Beitrag zur Sprachkritik. Göttingen (= kleine Reihe VeR 4012).
- Braun, Peter**, 1993: *Tendenzen in der deutschen Gegenwartssprache*. Sprachvarietäten. 3. Auflage, Stuttgart.
- Brockhaus Enzyklopädie**, 1971: Nasobem. In: Band 13, S.210. Wiesbaden.
- Das Wörterbuch der Staatssicherheit**, 1993: Definitionen des MfS zur politisch-operativen Arbeit. Hsg. Der Bundesbeauftragte für die Unterlagen des Staatssicherheitsdienstes der ehemaligen Deutschen Demokratischen Republik. Dokumente. Reihe A. Nr. 1/93, Berlin.
- Duden**, 1989: Deutsches Universalwörterbuch (DUW). 2. Völlig neu bearbeitete und stark erweiterte Auflage. Hsg. und bearbeitet vom Wissenschaftlichen Rat und den Mitarbeitern der Dudenredaktion unter der Leitung von Günther Drosdowski. Mannheim/Wien/Zürich.
- Duden**, 1994: Computer. In: Das große Fremdwörterbuch. Herkunft und Bedeutung der Fremdwörter. Hsg. und bearbeitet vom Wissenschaftlichen Rat der Duden-Redaktion, S.278. Leipzig/Wien/Zürich.
- Grimma**, 2000: Faltblatt zur Eröffnung des Rathauses; Kap.: Bauabfolge.
- Grosse, Siegfried**, 1998: *Lyrik und Linguistik*. In: Institut für Deutsche Sprache, Jahrbuch 1997. S.43—58. Berlin/New York.
- Henne, Helmut**, 1995: *Hassen, Legendieren, Abschöpfen*. Das Wörterbuch der Staatssicherheit. In: ZGL S.210—223.

- jandl, ernst**, 1982: ein gedanken. In: *der gelbe hund*. S. 110.
darmstadt / neuwied.
- Jandl, Ernst**, 1991: Calypso. In: *Luftfracht*. Internationale Poesie. 1940—1990. Ausgewählt von Harald Hartung. S. 140f., Frankfurt a.M.
- Jirgl, Reinhard**, 1995: *Abschied von den Feinden*. S. 4 u. S. 325—328. München / Wien.
- Macht auf das Tor**, 1950: Alte deutsche Kinderlieder, Reime, Scherze und Singspiele, zum Teil mit Melodien. Ausgewählt von Maria Kühn. S. 170. Königstein i.T.
- Mevinacor 40**, 2000: Beipackzettel, S. 2. Nebenwirkungen, Abs. 3. MSD Sharp u. Dahme. Haar.
- Morgenstern, Christian**, 1932: Das Nasobem. In: *Alle Galgenlieder* (Galgenlieder, Palmström, Palma Kunkel, Ginganz). S. 71. Berlin.
- Ders.:** *Neue Bildungen, der Natur vorgeschlagen*. a.a.O. S. 29.
- Polenz, Peter v.**, 1999: *Deutsche Sprachgeschichte*. Vom Spätmittelalter bis zur Gegenwart. Band III. 19. Und 20. Jahrhundert. S. 373. Berlin/New York.
- Tritron Colour Television**, 1998: Einfrieren des Bildes. S. 8.

Dudenbeiträge zu Fragen der Rechtschreibung,
der Grammatik und des Stils
Herausgegeben von der Dudenredaktion
unter Leitung von Matthias Wermke
Heft 55

Die Deutsche Bibliothek – CIP-Einheitsaufnahme

Fremde deutsche Wörter:

[Siegfried Grosse, Rede anlässlich der Verleihung des
Konrad-Duden-Preises der Stadt Mannheim am

15. März 2000; Laudatio von Helmut Henne]/

Siegfried Grosse. – Mannheim; Leipzig; Wien; Zürich:
Dudenverlag, 2000

(Duden, Beiträge zu Fragen der Rechtschreibung,
der Grammatik und des Stils; Heft 55)

ISBN 3-411-70492-6

Alle Rechte vorbehalten

Nachdruck, auch auszugsweise, verboten

© Bibliographisches Institut & F. A. Brockhaus AG

Mannheim 2000

Typographie & Satz: Margit Galli

Herstellung: Monika Schoch

Druck & Bindearbeit: Progressdruck GmbH, Speyer

Printed in Germany

ISBN 3-411-70492-6